

Allgemeine Mode-Zeitung

N^o 20.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Plüts, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Estève.

Novelle von Mad. Ch. Reybaud.

(Fortsetzung.)

So vergingen vierzehn Tage und das einförmige Leben begann selbst auf den Character der Madame Godefroi einzuwirken und deren geistige Lebendigkeit in ruhigere Schwingungen zu bringen. Die Zeit ihrer Abreise rückte indeß heran; sie hatte nur noch eine Woche bei ihrer Schwester zu bleiben, obwohl sie noch nichts gethan, noch nichts versucht hatte, um dem Knaben seine Freiheit, seine Rechte, den ihm gebührenden Platz in dem Vaterhause zurückzugeben. Nur mit dem Abbé Girou sprach sie bisweilen davon, der ihr wenig Hoffnung machte und selbst über den Gedanken eines solchen Versuches zu erschrecken schien.

An einem Nachmittage befanden sich die beiden Schwestern in dem Zimmer der Marquise, die noch schwächer war als gewöhnlich. Die Luft war drückend heiß; die Frau von Blanquefort hatte sich in die Kapselle begeben wollen, in welcher der Pater Thomasius eine Todtenmesse gelesen, und sie betete lange. Ihre Schwester hatte nicht versucht, sie davon abzuhalten; sie wunderte sich nicht mehr über diesen Trauergottesdienst, denn Babette hatte am vorigen Tage zu ihr gesagt: „morgen ist St. Lazarus, der Jahrestag jenes schrecklichen Ereignisses. Die Frau Marquise wird den ganzen Tag im Gebete verbringen, damit Gott die Seele des armen Entrevaux rette, der ohne Beichte starb.“

Einen Augenblick hatte die Frau von Blanquefort ihre Andachtsübungen ausgesetzt; sie saß neben ihrer Schwester mit geneigtem Haupte, mit halbgeschlossenen Augen, die Hände gefalten auf die Knie gestützt. Man sah es ihr an, daß ein tiefer Schmerz an ihr nagte, den sie vergebens zu bewältigen suchte. Madame Godefroi betrachtete sie traurig und wagte die scheinbare Ruhe nicht zu stören; sie hatte keine Worte, dieses betrübte Herz zu beruhigen; ihre Phantasie vermochte nichts bei dieser armen Frau, die litt und glaubte, ohne zu grübeln. Endlich ergriff sie liebevoll die hagere brennende Hand der Marquise und sprach sanft zu ihr:

„Woran denkst Du, Cécilie? Die Stunde der Erholung ist gekommen; Estève wartet vielleicht schon draußen auf die Erlaubniß einzutreten.“

Eben als sie diese Worte sprach, hörte man in der Ferne einen Wagen rollen; die beiden Frauen horchten einen Augenblick und sahen einander schweigend und erschrocken an; dann sprach die Marquise mit fast erloschener Stimme:

„Es ist Blanquefort. Ach, ich habe es wohl geglaubt, daß er kommen würde. Ich ahne irgend ein Unglück. Mein Gott, erbarme Dich meiner!“

— „Was kannst Du aber fürchten, liebe Schwester?“ entgegnete Madame Godefroi; „warum zitterst Du vor Deinem Manne? Weil er ungerecht und ungestüm war, weil er Dich verkannte und mit Füßen trat? Es ist Zeit, endlich gegen das gehässige und ungerechte Benehmen dieses Mannes zu protestiren. Sechs-

zehn Jahre lang hast Du geschwiegen, hast Du ohne Klage so viele Schmerzen und Kränkungen getragen und die Knie gebeugt vor der Hand, die Dich schlug; heute wirst Du Dich aufrichten, Schwester, und wenn Dir die Kraft gebriecht, werde ich Dir beistehen."

"In des Himmels Namen, sprich nicht also, Uebelheid," entgegnete die Marquise mit Thränen in den Augen; "Du weißt nicht, .. Du kennst den Herrn von Blanquefort nicht. Nein, nein, keine Auflehnung, keinen Widerstand, kein Wort des Vorwurfs!"

— "So werde ich, allein und bloß in meinem Namen sprechen."

"Nein, nein, sage ich Dir," unterbrach sie die Marquise; "schweige, liebe Schwester, was auch geschehen möge; es gilt mein, es gilt meines Sohnes Leben. Versprich mir, schwöre mir, an Dich zu halten und zu schweigen."

Madame Godefroi versprach, erstaunt und erschrocken über diese Angst und Verzweiflung, zu schweigen. Die Marquise dagegen sank vor ihrem Betstuhle auf die Knie und wartete. Einen Augenblick nachher fuhr der Wagen des Marquis in den Hof ein. "Ist er allein?" fragte die unglückliche Mutter Madame Godefroi, die hinunter sah.

— "Er ist allein," antwortete diese und kehrte zu ihrer Schwester zurück. "Fasse Dich, Cécilie, und sei wenigstens ruhig."

"Ich bin es, Gott erzeigt mir diese Gnade," sprach die Marquise gefaßt, als habe das kurze Gebet ihr einen gewissen Muth gegeben.

Der Marquis erschien vor seiner Frau und Schwägerin mit derselben kalten Ruhe und derselben ernstern Höflichkeit, die er bei seiner ersten Anwesenheit gezeigt hatte. Er entschuldigte den Grafen Armand, der einem Diner beiwohnen müsse und ihn deshalb nicht habe begleiten können, und dann sprach er eine halbe Stunde von den gleichgiltigsten Dingen. Die beiden Frauen nahmen nur geringen Antheil an diesem Gespräche; sie suchten ruhig zu erscheinen, aber man konnte leicht errathen, daß die Marquise gegen eine geheime Angst ankämpfte und der Madame Godefroi benahm die Besorgniß viel von ihrer gewöhnlichen Unbefangenheit. Mitten in dieser Unterhaltung wendete sich der Marquis an seine Frau und sagte ohne alle Einleitung: "mein Besuch heute hat einen andern Zweck als das Vergnügen, meiner Schwägerin meine Achtung zu bezeigen; ich komme, um zu fragen, ob Du darauf be-

stehst, das Gelübde wegen Deines zweiten Sohnes zu erfüllen."

"Ja," antwortete die Marquise ohne Zögern, aber mit kaum vernehmlicher Stimme.

— "In diesem Falle habe ich beschlossen, Eteve nächstens sein Noviziat antreten zu lassen; es ist Zeit, die Vorbereitungen zu seiner Reise zu beginnen; er wird sich mit der Frau Schwägerin entfernen."

Madame Godefroi sah ihren Schwager mit einer Geberde des Zweifels und des Erstaunens an; sie war versucht, seine Worte für einen Spott zu nehmen. Die Marquise aber hatte die Absicht ihres Mannes besser errathen und sprach zitternd:

"Das Kind soll mit meiner Schwester abreisen; wohin soll sie es bringen?"

— "Hast Du es nicht schon errathen?" antwortete der Marquis von Blanquefort kalt; "in das Haus eines meiner nahen Verwandten, des ehrwürdigen Vaters Anselm, der Prior der Abtei von Chaalis ist."

"So weit von mir, ach Gott! so weit, daß ich ihn niemals wiedersehen werde?" flüsterte die Marquise in Verzweiflung. "Ach, ich hatte gehofft, Du würdest ihn nicht so von mir nehmen, er würde mich bisweilen wiedersehen können. Das Opfer, das Du verlangst, geht über meine Kräfte."

Der Marquis sah sie unverwandt an und entgegnete mit derselben Ruhe: "es hängt nur von Dir ab, das Opfer nicht zu bringen. Du hast ja über das Schicksal dieses Kindes entschieden, Du selbst hast es Gott geweiht; Du kannst es zurücknehmen; der Papst wird Dich von Deinem Gelübde entbinden."

"Liebe Schwester," fiel Madame Godefroi ein, die nicht länger an sich halten konnte, "liebe Schwester, dazu fordern Dich die Vernunft, das Recht und das Muttergefühl auf. Welche Bedenklichkeit, welche Angst kann Dich zurückhalten?"

— "Ja, Frau, sprich es aus," setzte der Marquis hinzu, ohne von seiner Frau die Augen abzuwenden, aus denen ein grausamer Hohn, eine mit Mühe gezügelte Wuth sprach; "erkläre, wenn Du es vermagst, die Bedenklichkeiten Deines Gewissens und die Gedanken, welche dasselbe peinigen."

Die Marquise schwieg und verhüllte das Gesicht mit dem Taschentuche, als wollte sie die Thränen zurückhalten. Der Herr von Blanquefort fuhr langsam fort:

"Du schweigst? ich will nicht weiter in Dich dringen, denn ich maße mir das Recht nicht an, Dich

wie ein Beichtvater zu fragen. Du bist über den Zustand Deiner Seele nur Gott und dem Vater Thomasius Rechenschaft schuldig. Jetzt hast Du mir Deinen Entschluß zu erkennen gegeben und wiederholt, daß Du bei dem Gelübde verharrest, welches Dir Deine Frömmigkeit und die Sorge für Dein Seelenheil dictirte. Mir kommt nun die Ausführung des Gelübdes zu. Das Haus, in welchem Estève Profess thun soll, ist eine der reichsten Abteien des Landes. Auch die Bande der Verwandtschaft bestimmten mich zu dieser Wahl. Die Großmutter des Priors von Chaalis war eine Blaquefort. Der Vater Anselm ist ein Priester wie es jetzt leider nur noch wenige giebt, voll seltenem Glaubenseifer und seltener Sittenstrenge. Du siehst, daß ich in Deine gottseligen Absichten eingegangen bin."

Die Marquise entgegnete nichts. Auch Madame Godefroi schwieg, da ihr Versprechen sie band. Endlich sagte der Marquis zu ihr in dem natürlichsten Tone: „es bleibt mir nur noch übrig, Sie um Entschuldigung zu bitten wegen der Belästigung, die Ihnen der Knabe verursachen wird."

„Keineswegs," antwortete sie kalt; „als ich hierher kam, hoffte ich von Ihnen und seiner Mutter die Erlaubniß zu erhalten, ihn auf einige Monate mit mir nach Paris zu nehmen."

— „Sie können ihn auch einige Tage bei sich behalten und, wenn Sie es für passend finden, durch eine vertraute Person nach Chaalis bringen lassen."

„Nein, nein, so soll er uns nicht verlassen," unterbrach ihn Madame Godefroi; „kann Estève wirklich seiner Bestimmung nicht entgehen, so werden wir ihn Alle, mein Mann, meine Kinder und ich, bis an die Pforte der Abtei begleiten, damit er erkenne, daß doch eine Familie ihn bedauert."

Bei dieser Antwort richtete sich der Marquis mit einer heftigen Geberde gegen seine Frau und sagte: „wahrhaftig, wenn man Deine Schwester hört, könnte man glauben, ich legte Deinem Willen irgend einen Zwang auf und sei ein unnatürlicher Vater, der Tyrann, die Geißel meiner Familie."

„Wer sollte dies zu denken, wer sollte sich zu beklagen wagen? Ich gewiß nicht."

Madame Godefroi wendete die Augen ab und setzte sich bei Seite nieder, als sie hörte, daß ihre Schwester ihre Unterwürfigkeit auf diese Weise betheuerte. Der Marquis seiner Seite ging einige Male im Zimmer auf und ab, als wollte er seine Aufregung sich beruhigen lassen, und trat dann wieder zu seiner Frau.

„Da so Alles geordnet und beschloffen ist," sagte er, „so werde ich mich wieder entfernen und noch heute Abend in der Gesellschaft anzeigen, jenes Gott geweihte Kind siehe auf dem Punkte das Gelübde zu erfüllen, das Du in seinem Namen gethan hast. Man kennt Deine große Frömmigkeit und Niemand wird sich darüber verwundern."

Darauf trat er zu Madame Godefroi, um auch von ihr Abschied zu nehmen. Diese sagte zu ihm: „binnen vier Tagen werde ich zurückreisen; vielleicht können Sie nicht noch einmal hierher kommen, um mein Lebewohl zu hören, ich werde deshalb morgen, wenn Sie es erlauben, Ihnen einen Besuch in Aix machen und meinen Neffen, den Grafen Armand, zum letzten Male umarmen."

„Ich werde bereit sein, Sie morgen zu empfangen," entgegnete er.

Dann schritt er hinaus und die beiden Frauen hörten schweigend den Wagen aus dem Hofe hinausrollen. Da trat Madame Godefroi wieder zu ihrer Schwester und sagte: „Du wagtest nicht, Dein Kind und Dich selbst zu vertheidigen; ich mußte schweigen, da mich mein Versprechen band; aber ich schwöre Dir, der Herr von Blaquefort soll seinen Plan nicht so leicht ausführen; morgen werde ich mit ihm reden."

— „Was willst Du thun?" rief die Frau von Blaquefort auffahrend.

„Ich will Deinem Manne sagen, was ich schon heute gesagt haben würde, wenn Du mir nicht den Mund geschlossen hättest. Ich fürchte den Mann nicht."

— „Mein Gott, so soll ich denn verloren sein!" jammerte die Marquise außer sich.

„Abelheid, gib diesen Vorsatz auf, ich beschwöre Dich. Willst Du mir nicht glauben, wenn ich Dir sage, daß es sich um mein Leben und die Ehre unserer Familie handelt?"

— „Eben im Namen dieser Ehre werde ich sprechen," entgegnete Madame Godefroi; „ich werde Deinen Mann durch die Furcht vor öffentlichem Tadel und durch den Stolz, der sein Gott ist, zu fassen wissen. Deine Besorgnisse verblenden Dich; es ist nicht so gefährlich als Du glaubst, ihm die Wahrheit zu sagen. Er giebt sich den Anschein, als gäbe er Deinen Absichten nach bei der Aufopferung seines zweiten Sohnes und befriediget so ungestraft den Haß, den er gegen sein eigenes Blut hegt. Und er soll nicht zittern, wenn ich ihm drohe, alle seine Schändlichkeiten zu veröffent-

lichen und Alles zu sagen, was Du seit sechszehn Jahren gelitten hast? Ich werde ihn aufsuchen und ihm die Maske vom Gesichte reißen. Muth, Schwester! Was kannst Du fürchten? Du hast ja für Dich die Wahrheit, das Recht und das Gesetz."

"Nein, nein, Schwester," entgegnete die Marquise in entsetzlicher Unruhe; "nein, der Schein trügt."

Dann sank sie plötzlich auf ihre Knie und setzte hinzu: "Blanquefort ist streng, bis zur Grausamkeit unbeugsam, aber — gerecht gewesen. Er handelt nur gerecht, wenn er das Kind, das — nicht das seinige ist, aus seinem Hause treibt."

Diese Erklärung, dieses Geständniß eines Vergehens, das sie nicht im Entferntesten geahnet hatte, traf Madame Godefroi wie ein Blitzstrahl, wie ein Donnerschlag. Mit einem Blicke erkannte sie die ganze Wahrheit und den ganzen Umfang des Unglücks der Marquise. Sie beugte sich erst über die Frau, die zu ihren Füßen schluchzete und todtenbleich war, dann richtete sie dieselbe auf, drückte sie an ihren Busen und sagte nach einiger Zeit — "aber Dein Mann hat sich gerächt. Der, welchen Du liebtest, lebt nicht mehr."

"Blanquefort hat sich mit eigener Hand Recht verschafft," antwortete die Marquise mit einer Ruhe, die noch grauenvoller war als der ungestüme Schmerz, die sie empfunden und geäußert hatte; "ja, er war gleichzeitig Richter und Henker und, als Alles vorüber war, schleppte er den blutigen Leichnam dessen, den er ermordet hatte, vor meine Augen. Heute ist der Jahrestag der schrecklichen That."

— "Ach, Du Unselige!" flüsterte Madame Godefroi.

"Du siehst nun, Schwester, wie mein Vergehen gestraft worden," fuhr die Marquise fort, "wie schrecklich ich und ich nicht allein gestraft wurde. Ich brachte den Rest meines Lebens in Buße Gott dar und der Herr des Himmels hat es nicht verschmähet. Als jenes arme Kind zur Welt kam, übergab ich es Gott, um es zu retten, brachte es ihm dar, damit er es bewahre, denn ich selbst vermochte es nicht zu schützen und zu vertheidigen. Herr Gott, was wäre aus uns geworden, wenn Du Dich meiner Noth nicht erbarmt und meine Reue nicht gnädig aufgenommen hättest!"

— "Ach," entgegnete Madame Godefroi, "warum erinnertest Du Dich nicht, daß in der Welt noch eine Schwester lebte, zu der Du Dich flüchten konntest? Warum kamst Du mit Deinem Kinde nicht zu mir?"

"Ich dachte wohl daran, liebe Schwester," antwor-

tete sie, "aber Blanquefort würde mich auch bei Dir nicht haben in Frieden leben lassen. Seine Rache würde nicht befriediget gewesen sein, wenn ich mit dem unglücklichen Kinde Beschützer, eine Familie gefunden hätte. Er haßt es als das lebende Zeugniß meiner Schande und seiner Entehrung und er würde sich, zweifelte nicht daran, zum zweiten Male gerächt haben; Esteve wäre sicherlich von seiner Hand gestorben, hätte ich dieses Kind der Welt nicht entzogen, indem ich es Gott weihete."

— "Dieses Gelübde befriedigte ihn," fiel Madame Godefroi traurig ein. "Esteve entsagt, wenn er Profess thut, allen Ansprüchen auf den Nachlaß dessen, der in den Augen der Welt und des Gesetzes sein Vater ist; er legt sogar seinen Namen ab; Esteve von Blanquefort wird nur noch der Bruder Esteve sein. Aber warum verlangt der Marquis, daß das Schicksal des Knaben schon jetzt erfüllt werde? Warum läßt er ihn nicht noch einige Jahre hier bei Dir leben, wie er so lange gelebt hat? Vielleicht ließe sich dieser Aufschub erlangen, wenn ich meine Bitten mit den Deinigen vereinigte."

"Nein, nein, Schwester," antwortete die Marquise; "ich durchschaue seine Absichten; er fürchtet zu sterben bevor die Erfüllung eines Gelübdes geschehen ist, von dem nur der heilige Vater mich entbinden kann; Esteve soll unauslöslich gebunden sein, bevor mein ältester Sohn das Haupt der Familie wird."

— "Da muß man sich freilich fügen," entgegnete Madame Godefroi. "Ich habe Dir, liebe Schwester, keinen Rath mehr zu geben, aber Du wirst bei mir immer Trost und Hilfe finden. Was kann, was soll ich in Deiner schrecklichen Lage für Dich thun?"

"Nichts, nichts mehr, meine liebe Adelsheid," antwortete die Marquise, indem sie reuevoll das Haupt sinken ließ; "ich wage Dich nicht einmal um Deine Freundschaft zu bitten; Du bist immer eine verständige Frau, eine treue Gattin gewesen und mußt vom Grunde des Herzens eine Unglückliche verachten, welche ihre Pflicht verlegte."

— "Liebste Cäcilie, nichts in der Welt kann Dir meine Liebe entziehen," entgegnete Madame Godefroi. "Bärst Du tausend Mal schuldiger, würdest Du von Allen verachtet und verstoßen, Deine Schwester würde Dir doch bleiben und Dich immer lieben."

Sie sanken einander weinend in die Arme wie sonst, als sie traurig von einander Abschied nahmen. Damals aber lag in ihren Herzen die Hoffnung; jetzt

dagegen am Ende ihrer Zukunft weinten sie über ein Unglück, das nie wieder gut zu machen war.

„Schwester,“ sprach endlich die Marquise, die mit Gewalt ihren Schmerz und ihre Rührung niederkämpfte, „laß uns ruhig sein; es ist mir für das, was ich noch zu thun habe, nur wenig Zeit übrig. Zuerst habe ich eine Bitte an Dich zu richten, ein Versprechen von Dir zu verlangen. Du wirst mein Kind mit Dir nehmen; bedenke, daß die Berührung mit der Welt ihm verderblich werden kann; vergiß nie, daß sein Heil und Verderben von seinem Glauben abhängen. Das Versprechen, das ich von Dir verlange, kommt Dir vielleicht seltsam vor, verletzt Dich vielleicht sogar; aber verzeihe der Angst und Besorgniß einer Mutter. Du theilst unsern Glauben nicht, Schwester; Du denkst und zweifelst da, wo wir glauben und anbeten; ein Wort aus Deinem Munde könnte auch in der Seele Estève's den Zweifel wecken; ein einziger Blick in die Welt außerhalb des Klosters, in welchem er sein Leben verbringen soll, könnte ihm zu einer verderblichen Erinnerung werden. Versprich mir also, ihn davor zu bewahren; versprich mir, ihn durch das große Babel, in welchem Du wohnst, nur hindurch zu führen; versprich mir, ihm auch niemals die Hoffnung zu geben, Dich wieder zu sehen, wann Du an der Pforte der Abtei von ihm Abschied nimmst.“

— „Ich verspreche es, liebe Schwester,“ antwortete Madame Godefroi.

„Nun laß mich allein, Adelheid,“ setzte die Marquise hinzu; „ich fühle das Bedürfniß zu beten. Nach einer Stunde wirst Du mich in der Gesellschaft meines Sohnes und des Abbés finden.“

Sie schloß sich in ihr Zimmer ein. Im Hause wußte man von dem gefaßten Beschlusse noch nichts. Der Abbé war in den Garten hinuntergegangen, um sein Brevier zu lesen; Estève, der seine Mutter in dem Saale nicht gefunden hatte, ging traurig umher und dachte vielleicht über den neuen Besuch des Marquis nach, den er diesmal gar nicht hatte sehen dürfen.

Nach einer Stunde trat Madame Godefroi still in das Zimmer der Marquise; Estève folgte ihr mit dem Abbé Girou. Die Frau von Blanquefort saß vor ihrem Betstuhle; eine entfegliche Blässe bedeckte ihre leichenartigen Züge; doch schien sie ruhig zu sein und ihre Stimme klang selbst hell und fest. Sie forderte Estève auf, näher zu ihr zu kommen, und er kniete neben ihr nieder. Da kündigte sie ihm ohne sichtbare Schwäche

und Aufregung an, daß er mit seiner Tante abreisen, daß er sehr bald bei den Benedictinern von Chaalis sein Noviziat antreten würde.

Bei dieser Nachricht ließ der Knabe das Haupt sinken und weinte bitterlich. Es folgte eine lange Pause. Madame Godefroi verhüllte sich das Gesicht mit dem Taschentuche; der Abbé Girou trocknete große Thränen tropfen ab, die ihm über das ehrwürdige Angesicht rannen; nur die Marquise schien ruhig zu sein und ihr Blick, der auf dem Crucifixe auf ihrem Betstuhle ruhte, hatte einen unbeschreiblichen Ausdruck von heiterer Ergebung.

„Mein Sohn,“ sprach sie sanft, indem sie alle Zeichen einer Rührung unterdrückte, welche den Schmerz Estève's vermehrt haben würde, „mein Sohn, warum weinst Du so? Warum lehnt sich Dein Herz auf gegen den Gedanken, mich zu verlassen? Du gehst ja, um Dein Leben Gott zu weihen, dem ich Dich noch vor Deiner Geburt gelobt habe; Du begiebst Dich zu Deinen Brüdern in Christo und trittst ein in eine Familie, die durch die Bande des Friedens und der Liebe vereinigt ist. Vielleicht habe ich einst das Glück, Dich in dem heiligen Hause wieder zu sehen, in welches Du eintreten sollst; wird mir aber dieser Trost versagt, soll ich fern von Dir sterben, so bete Du den Willen des Höchsten an und bedenke, daß es für die, welche in dem Gedanken des Heils gelebt haben, keine ewige Trennung giebt; bedenke, daß ich nur voraus gegangen bin, um Dich im Himmel, zu den Füßen Gottes zu erwarten.“

Sie schwieg, denn ihre Kräfte waren erschöpft, wenn auch nicht ihre Hingebung, ihre Ergebenheit. Mit einem Winke bat sie den Abbé, Estève hinwegzuführen, denn sie meinte, er würde sich fern von ihr früher beruhigen und, sobald die erste Erschütterung vorüber sei, durch die Ermahnung des bejahrten Priesters sich trösten lassen. Und wirklich, Estève dachte noch denselben Abend, ob er gleich tief betrübt darüber war, daß er seine Mutter verlassen sollte, ohne Widerwillen und ohne Schrecken an das neue Leben, das ihn erwartete, denn er war ja bereits an die Vorstellung gewöhnt, das Mönchsgewand anzulegen.

Die Marquise war allein mit ihrer Schwester geblieben. Unbeweglich saß sie an einer und derselben Stelle, zu schwach, um zu sprechen oder etwas zu lesen, und schien still zu beten. Von Zeit zu Zeit nahm Madame Godefroi ein Buch, das auf dem Betpulte lag, und las laut einige Stellen aus der „Nachfolge

Jesus". Babette weinte still in einer Ecke des Zimmers. Madame Godefroi kniete, ehe sie sich zurückzog, an dem Bette ihrer Schwester nieder, die sich zur Ruhe begeben hatte, und sprach zu ihr:

„Gern gäbe ich Jahre von meinem Leben hin, könnte ich Dich von Deiner Seelenangst befreien; leider aber vermag ich es nicht. Nur die Verzögerung dieser grausamen Trennung hängt von mir ab. Ich wollte nach vier Tagen abreisen, will aber nun länger, viel länger bleiben, so lange, bis man mich von Paris abholt.“

„Nein, meine liebe Schwester,“ entgegnete die Marquise mit leiser Stimme, indem sie die Hand der alten Dame an ihre bleichen Lippen drückte; „nein, dieser Zustand darf und kann nicht länger währen; in der Erwartung und der Voraussicht einer so schmerzlichen Trennung vermag Niemand lange zu leben. Meine Kräfte würden mich verlassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Noch eine Anekdote von Peter dem Großen.)

Eines Tages und zwar kurz nach seiner Vermählung mit Katharina, schickte Peter der Große seinen Günstling Willebois nach Strelamög, wo sich die Kaiserin befand, mit einer Depesche, von deren Inhalt nur sie allein Kenntniß erhalten sollte. Willebois war ein eifriger Verehrer des Bacchus und, da es gerade sehr kalt war, so trank er unterwegs sehr viel. Die Kaiserin lag auf einem Sopha, als er ankam. Der schnelle Uebergang von der Kälte in die Wärme machte Willebois schnell berauscht; er vergaß den Zweck seiner Sendung, den Ort, wo er sich befand, den Rang der Dame, welcher er gegenüber stand, und wagte, dieselbe zu küssen. Erstaunt über diese unerhörte Frechheit, rief die Kaiserin sogleich um Hilfe. Willebois wurde ergriffen und in ein Gefängniß gebracht, in welchem er ruhig einschlief, als habe er sich weder etwas vorzuwerfen, noch etwas zu fürchten.

Der Kaiser erfuhr bald, was geschehen war, eilte herbei, um seine Gemahlin zu trösten und entschuldigte die unglaubliche Unvorsichtigkeit seines Günstlings mit dessen Trunkenheit. Die Kaiserin verlangte eine schnelle und schreckliche Bestrafung. Peter, der seine Straflaune eben nicht hatte, überließ der Kaiserin die Bestimmung der Züchtigung, und sie entschied für hundert Knutenhiebe. Der Kaiser gab seine Einwilligung. Er ließ Willebois holen und fragte ihn, wie er sich seines Auftrags entlediget habe. Willebois, der noch immer halb betrunken war, antwortete, er habe den Befehl, welchen er erhalten, ausgeführt, wisse aber nicht, wo, wann und wie; er erinnere sich nur des einen, daß er im Traume eine so schöne Göttin gesehen, daß er dem Zauber nicht zu widerstehen vermocht habe, auf seine Knie

gesunken sei, um sie anzubeten, und das Glück gehabt habe, ihr einen Kuß zu rauben, für den er gern sein Leben hingeben wolle.

Der Kaiser lächelte; das strenge Gesicht der Kaiserin erhielt plötzlich einen sanftern Ausdruck und sie betrachtete den Schuldigen mit einem gewissen Mitleiden, das den Kaiser in einige Verlegenheit zu setzen begann, weshalb er in seinem rauhesten Tone sprach:

„Das Urtheil, das Sie gesprochen haben, muß vollzogen werden. — Es thut mir leid, mein lieber Willebois, aber an dem russischen Hofe werden Träume von der Art des Ihrigen mit hundert Knutenhieben bestraft.“

— „Wie, Sire!“

„Die Kaiserin hat es so beschlossen und Du mußt Dich fügen. Entblöße also Deine Schultern, denn von der Hand der Kaiserin sollst Du die Züchtigung erhalten.“

Willebois war ganz betäubt von dem, was er hörte und schickte sich schweigend an, dem Befehle seines Gebieters zu gehorchen. Man ließ das Gefolge der Kaiserin, so wie alle Damen derselben eintreten. Katharine, welche das von ihr gefällte Urtheil selbst vollziehen sollte, ergriff die Knute, schwang sie hundert Male hinter einander, aber ohne ein einziges Mal Willebois damit zu berühren, und übergab das Instrument der Züchtigung darauf einem Mubschil mit den Worten, der Capitain dürfe bloß dem Scheine nach bestraft werden, da er nur im Traume gesündigt habe. Der Kaiser genehmigte lächelnd diesen letzten Ausspruch und die Kaiserin verheiratete später Willebois mit der jungen Tochter eines Bojaren.

(Eine Löwin.) Ich hatte mich eines Tages, erzählt ein englischer Officier, auf einem schnellfüßigen arabischen Pferde, begleitet von einem Duzend Dienern zu Fuße und bewaffnet mit einem sicher treffenden Gewehre, in Indien auf die Jagd begeben, als Einer meiner Leute die Fährte eines Löwen auf der sandigen Ebene bemerkte, über die wir hingingen. Ich stieg sogleich ab, um die Fährte genauer zu untersuchen, plötzlich aber hörte ich einen Angstschrei, so daß ich aufsehen mußte. Unmittelbar vor mir erblickte ich eine prächtige Löwin, welche plötzlich aus dem etwa zweihundert Ellen entfernten Dickichte herausgesprungen war. Es durfte keine Zeit verloren werden und ich eilte deshalb sogleich zu meinem Pferde; der Diener aber, der es zu halten hatte, war entflohen und so vergingen mehrere Minuten, bevor ich im Sattel saß. Alle meine Diener entflohen so schnell, als ihre Füße sie trugen. Ich war also allein. Die Löwin gedachte aller Wahrscheinlichkeit nach mich anzugreifen. Ich legte deshalb mein Gewehr auf sie an und feuerte in demselben Augenblicke, als sie auf mich springen wollte. Eine Zeitlang wußte ich nicht, ob ich sie getroffen oder gefehlt hatte. Sie hielt indessen inne, warf den Kopf empor und brüllte gräßlich. Sie war also offenbar verwundet, leider nicht lebensgefährlich. Ich warf mein Gewehr weg und entfloh in meiner Angst. In der nächsten Secunde erkannte ich freilich den Irrthum, den ich begangen hatte. Ich hörte das wüthende Thier

nahe bei mir; mein Schicksal konnte nicht mehr zweifelhaft sein. Ich sprang von dem Pferde herunter und die Löwin setzte über mich hinweg. Ich hörte einen Schuß und ein schrecklicher Schrei des Thieres sagte mir, daß es wiederum getroffen sei, aber ich wagte nicht aufzublicken. Nach etwa einer halben Minute konnte ich der Versuchung nicht länger widerstehen. Ich sah mich, vielleicht zum letzten Male im Leben, um und die Löwin leckte ihre Pfote, die offenbar verwundet war, während auch von dem Kopfe Blut floss. Kaum aber hatte sie meine Bewegung bemerkt, als sie aussprang und im nächsten Augenblicke fühlte ich ihre Zähne im Nacken, während eine ihrer Klauen mir das Fleisch von der Schulter riß; gleich darauf hob sie mich empor und trug mich fort, was ihr indes offenbar schwer wurde. Ich schrie, schlug um mich und wünschte mir den Tod. Meine Diener, die allmählig wieder heran kamen, schienen nicht zu wagen, auf das Thier zu schießen, aus Furcht, mich zu treffen. Nachdem mich die Löwin vielleicht hundert Schritte weit getragen hatte, ließ sie mich fallen und fing an das Blut abzulecken, das aus meinen Wunden floss. Ich fühlte ihren warmen Athem, während die rauhe Zunge die Wunde zerriß. Ein Biß an die Kehle und Alles mußte vorüber sein. Ich versuchte sogar mich umzudrehen, um ihr dieselbe darzubieten, damit meine Schmerzen ein Ende fänden. Mit einem Male richtete sie sich auf, packte mich am Arme und versuchte, mich weiter zu schleppen. Zwei Mal riß das Fleisch an meinem Arme, an dem sie mich faßte und zwei Mal biß sie stärker zu, bis sie mich wirklich bis an das Dickicht brachte. Hier ruhete sie aus. Es fielen einige Schüsse, aber keine Kugel traf sie. Endlich trat sie einige Schritte zurück, nahm ihre Kräfte zu einem gewaltigen Sprunge zusammen und stürzte so mit offenem Rachen auf mich. Ich fühlte ihre Zähne, aber sie schlossen sich nicht; sie lag lastend auf mir, ohne sich zu rühren. Im nächsten Augenblicke vernahm ich eine menschliche Stimme. Ich wurde von der Last befreit und aufgehoben; die Löwin lag todt zu meinen Füßen. In dem Versuche, mich vollends umzubringen, war sie verschieden. Ich wurde ohnmächtig. Man brachte mich fort und zwei Jahre lang litt ich an den Wunden, die ich an jenem schrecklichen Tage erhielt.

(Spielerglück.) Der Fürst G., einer der reichsten Männer in seinem Vaterlande, saß einst beim Spiele und verlor; seine Güter, seine Renten, seine Häuser, seine Meubles, seine Juwelen, Alles ging dahin; es blieb ihm nur sein Wagen übrig, der vor der Thüre des Hauses auf ihn wartete. Er setzte ihn und bald war er verloren.

„Meine Pferde!“ rief er.

Eine Minute darauf waren die Pferde ebenfalls verspielt.

„Das Geschirr, das reich mit Silber besetzt und ganz neu ist, habe ich nicht mitgegeben; jetzt gilt es!“

Es wurde um das Geschirr gespielt, und in diesem Augenblicke schlug plötzlich das Glück gänzlich um und wurde für den Fürsten so günstig, wie es ihm vorher ungünstig gewesen war. In wenigen Secunden hatte er nicht nur die Pferde, den Wa-

gen, und die Juwelen wieder gewonnen, sondern auch alles Uebrige, Renten und Güter. Der Fürst war aber auch nicht un dankbar gegen das Werkzeug seines Glückes, jenes Pferdegeschirr. In dem schönsten Zimmer seines schönsten Palastes hängt es noch heute unter Glas als kostbare Reliquie, als Zeugniß des seltsamsten Wechsels im Spiele.

(Ein Diamant.) In dem englischen Club in Moskau erschien vor einiger Zeit ein Italiener, an dessen Finger ein Ring mit einem Diamanten vom schönsten Wasser und von seltener Größe funkelte. Ein vornehmer Russe bemerkte ihn und bat um die Erlaubniß, ihn genauer betrachten zu dürfen. „Auch Sie lassen sich täuschen?“ sprach der Italiener; „was Sie für einen Diamanten halten, ist nur eine wenn auch sehr gelungene Nachahmung.“

— „Eine solche Nachahmung habe ich nie gesehen und ich möchte den Stein wohl meinem Juwelier zeigen, um ihm zu beweisen, wie weit man es in der Kunst gebracht hat.“

Der Italiener vertraute dem Russen den Ring ohne Umstände an. Dieser ging sofort zu dem Juwelier und fragte denselben, wie viel ein solcher Stein wohl werth sei. Der Kaufmann entgegnete, nie einen so schönen Diamant gesehen zu haben. Der vornehme Russe versicherte ihn zwar, es sei nur ein nachgemachter, aber der Juwelier blieb dabei, daß der Stein ächt und wohl 100,000 Rubel werth sei; 50,000 würde er selbst sogleich dafür zahlen. Der Russe kehrte in den Club zurück, wo der Italiener ruhig spielte, den er fragte, ob er den Ring nicht verkaufe. Der Italiener versicherte, kein Geld zu brauchen, und wiederholte, daß der Ring auch nichts werth sei, daß er ihn nur als Andenken trage, der Russe aber bot, um wo möglich einen großen Gewinn dabei zu machen, zehntausend, dann zwanzig und endlich dreißigtausend Rubel. Der Italiener blieb unerbittlich. Der Russe bot endlich funfzigtausend Rubel und nun sagte der Italiener: „da Sie denn durchaus darauf bestehen, so sei es, aber die Herren hier alle sind Zeugen, daß man mich gewissermaßen nöthiget, einen unächten Stein für funfzigtausend Rubel zu verkaufen.“

„Geben Sie nur her,“ fiel der Russe ein, der so schnell als möglich in den Besitz des kostbaren Ringes zu kommen wünschte.

Der Italiener zog denselben vom Finger und übergab ihn dem Russen, der sogleich eine Anweisung von funfzigtausend R. auf seinen Banquier ausstellte, welcher nach einer Stunde das Geld bezahlte.

Am nächsten Morgen begab sich der glückliche Käufer wieder zu dem Juwelier und zeigte ihm an, daß er ihm jenen kostbaren Diamanten verkaufen wolle.

„Dieser da,“ entgegnete der Italiener, „ist unächt, wenn gleich sehr schön. Es ist merkwürdig, wie sehr er dem Solitaire gleicht, den Sie mir gestern zeigten. Ein Anderer als Sie würde damit leicht betrogen worden sein. Der bestürzte Russe erzählte, wie die Sache gekommen; er war durch einen schlaunen Betrüger hintergangen worden. Während des Handels hatte

der Italiener gewandt den ächten Diamant entfernt und an dessen Stelle einen ganz ähnlichen falschen gebracht. Man suchte ihn in der ganzen Stadt, erfuhr aber bald, daß er einige Stunden, nachdem er die funfzigtausend Rubel erhalten, mit der Post abgereiset sei.

Generalcorrespondenz.

Bei der holländischen Schauspielergesellschaft in Batavia befinden sich noch immer keine weiblichen Individuen, die deshalb, wie auf den Bühnen der Alten, durch Männer ersetzt werden müssen. Es erregte aus diesem Grunde unter den Bewohnern von Batavia eine große Freude, als eine französische Schauspielergesellschaft ankam, zu welcher auch Damen gehören, die auf der Bühne auftreten, was dort noch nie oder doch sehr selten vorgekommen sein soll. —

Großbritannien besitzt, außer seinem Eisenbahnenetz, 180 Canäle, die eine Ausdehnung von 2682 (engl.) Meilen haben und deren Herstellung einen Selbstaufwand von zweihundert Millionen Thalern erforderte. —

Die besten und ausgezeichnetsten arabischen Pferde sind bekanntlich diejenigen, welche Nedsch heißen. Diese Pferde füttert man mit Kameelmilch, Fleischbrühe, Mehl, Datteln und selbst mit Fleisch. Nur vierzig Tage lang im Jahre giebt man ihnen Gras. Die Eingeborenen behaupten, ein längerer Genuß von Grünfütter würde die Knochen dieser Pferde erweichen. Da die Araber Kameele und Schafe in großer Anzahl besitzen, so füttern sie ihre Pferde mit dem Fleische sehr junger Kameele und Schafe; sie kochen dieses Fleisch und legen es sodann auf eine Tafel, um die herum die Pferde stehen. In die Kameelmilch, die man ihnen giebt, mischt man Datteln. Sind die Pferde durch anhaltende Anstrengung sehr ermattet, so erhalten sie durch den Genuß solcher thierischen Nahrung in wenigen Tagen ihre ganze frühere Kraft wieder. Sie zeichnen sich durch eine seltene Schönheit und Gelehrigkeit aus; ihre von aller Vermischung frei erhaltene Race wird von den Arabern bis zu den Zeiten des Propheten zurückgeführt. Sie sind jung bis zum fünf und zwanzigsten Jahre und leben im Durchschnitt fünf und dreißig bis vierzig Jahre, oft aber noch viel länger. Sie können zwei, ja selbst drei Tage laufen, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, sobald sie nur vor dem Ausbruche reichlich Kameelmilch erhalten haben. — Das ist, nach einem französischen Pferdebekenner, den seine Regierung zum Ankaufe vorzüglicher Pferde nach Aegypten sandte, das ächte arabische Pferd, das allein verdient, diesen Namen zu führen. —

Die Statuetten verdrängen jetzt in Paris die Portraits fast ganz und die Portraitmaler empfinden bereits diese neue Richtung der Mod. Die Liebenden geben einander gegenseitig Statuetten und die Damen in der großen Welt, die „viel geliebt haben und viel lieben,“ sind daran vorzüglich Schuld; sie kön-

nen nicht sehr viele Portraits verschenken, weil dies eine zu große Ausgabe sein würde, während es mit den Statuetten wie mit den Haaren ist; man hat dergleichen noch zu verschenken, wenn man auch selbst keine mehr besitzt; die Coiffeurs und die Gipsgruben gnügen für alle Bedürfnisse. Die Dichter richten ihre Verse nicht mehr an ein Portrait; sie schreiben Meditationen vor eine Statuette. Da zumal in einer Statuette Jedermann häßlich aussieht, so bemühen sich die von Natur häßlichen Personen vorzugsweise, die kleinen Figuren immer beliebter zu machen, weil sie dadurch eine Art allgemeiner Gleichheit bewirken. Ein anderer Vorzug ist ferner der, daß bei den Statuetten die Runzeln im Gesichte nicht anzudeuten sind, weshalb sie bei den Damen so großen Beifall finden, welche eben nicht mehr jung sind. —

Man begreift oft nicht, wie es möglich sein konnte, ein großes Vermögen schnell durchzubringen. Die Sache ist aber sehr einfach und eine Probe davon dürfte die nachstehende sein. Vor einigen Tagen befand sich ein bekannter Componist bei einer Sängerin in Paris, die eine ungeheure Sage bezieht, aber doch immer in Selbstverlegenheit ist. Während des Gesprächs wurde ihr gemeldet, daß das Frühstück aufgetragen sei, und sie äußerte gegen den Componisten, sie könne ihn unmöglich auffordern, ihr Frühstück zu theilen, da es zu einfach sei, nämlich nur aus Brod, Wasser und Früchten bestehe. Der Componist begleitete indes die Sängerin in den Speisesaal und überzeugte sich, daß das Frühstück allerdings sehr frugal war; es bestand nur aus einer großen Salatschüssel voll — Erdbeeren, von denen das Stück mit einem Fr. (6gGr.) bezahlt worden war. —

In Paris starb in diesen Tagen der älteste dortige Literat, Bouilly, der Dichter des „Wasserträgers,“ des „Abbé de l'Épée,“ der „Fanchon“ etc., der Verfasser der so viel geleseenen „Contes à ma fille,“ in seinem 79. Jahre. —

Der bekannte reiche Engländer Hope hat sich, wie wir früher schon erwähnten, in Paris ein kostbares Haus bauen lassen, das er vor Kurzem durch einen glänzenden Ball einweihete. Kein Privatmann in ganz Europa besitzt einen solchen Palast; alles darin ist wahrhaft königlich. Ueberall sieht man Bronzen, Girandolen, Candelabres, Lustres, prachtvolle Meubles, Porzellan, Glas, Vergoldung, Gemälde, Meisterwerke aller Art. Bewundert wird, außer dem Salon, den man für den schönsten in Europa hält, besonders auch der Speisesaal, der 23 Metres lang, 15 Metres breit und 12 Metres hoch und bis an den Fries mit dem seltensten und kostbarsten Marmor und dem schönsten Porphyrt belegt ist. —

Man hat die Bemerkung gemacht, daß das blaue oder violette Glas die Entwicklung der Vegetation ungemein begünstiget, das rothe und gelbe sie aufhält und das weiße gar keinen Einfluß hat. Man fängt deshalb an, zu den Fenstern in Gewächshäusern blaues Glas zu verwenden und will davon die merkwürdigsten Folgen gesehen haben. —